

Titel: Als noch, verkannt und sehr gering ...

Legenden, Schnurren und Schwänke um Jesus und Petrus

*Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.¹*

So beginnt eine der bekanntesten Legenden, die sich um Jesus und Petrus ranken. Johann Wolfgang von Goethe hat sie in Reim und Rhythmus gefasst; so hat sie die Zeit überdauert und ist heute noch in vieler Menschen Mund. Die Legende selbst ist schnell erzählt: Jesus findet ein zerbrochenes Hufeisen und bittet Petrus, es aufzuheben. Der, in seinen Gedanken mit der Weltherrschaft und ähnlich hehren Dingen beschäftigt, tut, als hätte er es nicht gehört. Kurzerhand hebt Jesus es selbst auf. Er verkauft das Stück Eisen für drei Pfennig und kauft auf dem Markt ein paar Kirschen dafür. Es wird Mittag, die Sonne brennt vom Himmel, und Petrus bekommt Durst. Nun lässt Jesus eine Kirsche nach der anderen fallen, und Petrus hebt sie flugs einzeln auf. Viermal lässt Jesus seinen Jünger sich nach einer Kirsche bücken; dann sagt er:

*Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.²*

In dieser Legende sind einige Elemente zu finden, die in fast jeder dieser kleinen, kauzigen Geschichten über Jesus und Petrus auftauchen. Diese Geschichte erzählt unter vielen anderen Gerd Heinz-Mohr in seinem vergnüglichen Buch „Kinder des Paradieses“. Alle zusammen bilden für mich so etwas wie ein Petrus-Evangelium aus Schnurren und Schwänken. Jesus wird sehr oft als menschlich dargestellt. Eher wie ein großer Bruder statt wie der Herr der Welt. Und Petrus? Er reagiert immer etwas tölpelhaft, etwas naiv; und es erweist sich immer wieder, dass er noch eine Menge dazulernen muss. Was er aber dazulernt, ist selten eine hohe Erkenntnis, sondern sieht meistens wie eine Binsenweisheit aus dem Alltag aus. Wer zu bequem ist, sich um kleine Dinge zu bemühen, wird sich größere Mühe um noch kleinere Dinge machen müssen – nun denn, ich fürchte, das haben wir auch schon ohne diese Legende gewusst. Trotzdem ist es

amüsant, diese Weisheit in eine nette Geschichte verpackt zu hören oder zu lesen. Sie ringt uns ein Schmunzeln ab – vielleicht gerade deshalb, weil es sich um eine so hochprominente Persönlichkeit handelt, die auf diese peinliche Weise belehrt werden muss – Petrus ist halt auch nichts anderes als ein Mensch. Damit hat der Leser beziehungsweise der Hörer der Legende ohne Zweifel lächelnd eine richtige Einsicht gewonnen. Wichtiger ist die subversive Folgerung aus diesem legendenhaften Geschehen: Wenn schon Petrus, der hochverehrte Apostel, Macken und Fehler hat, dann doch erst recht die hohen Herren der Welt, die das vermeintlich niedere Volk beherrschen und aussaugen. Das Schmunzeln über Petrus setzt das Lachen über die Herren dieser Welt frei.

Für wie menschlich und damit auch unzulänglich das Volk die Verhaltensweisen des Apostels hielt, lässt sich leicht an folgendem deutschen Schwank aus dem Mittelalter ablesen: Der Herr ging mit seinem Jünger Petrus über Land. Da kamen sie an einen Ort, an dem zur selben Zeit eine Trauung und ein Begräbnis stattfanden. Petrus wollte gern an der Hochzeit teilnehmen; also ging Jesus zu der Beerdigung. Petrus konnte sich einmal so richtig satt essen, während der Herr den Toten auferweckte und hundert Golddukaten als Dank erhielt. Da war Petrus ziemlich neidisch auf den Goldschatz seines Herrn. Jesus aber trug ihm auf, ein Böcklein von den hundert Golddukaten zu kaufen. So geschah es; und Petrus briet das Böcklein auf offenem Feuer. Als der Herr sich geschwind einmal abwandte, aß er voller Gier das Leberlein auf. Er setzte Jesus das Böcklein vor, und dieser fragte sofort nach dem Leberlein. Petrus antwortete: „In diesem Lande haben die Böcklein kein Leberlein.“ Jesus ließ es zunächst dabei bewenden. Als sie in einen anderen Ort kamen, wo wieder eine Trauung und eine Trauerfeier auf denselben Termin fielen, ging Petrus auf das Begräbnis, während der Herr auf der Hochzeit Wasser in Wein verwandelte und wieder hundert Golddukaten dafür erhielt. Petrus aber versuchte, den Toten zu erwecken, doch er konnte es nicht. Da gerieten die Trauergäste in Zorn und wollten Petrus an einem Ast des nächsten Baumes aufknüpfen. Da kam der Herr gerade noch rechtzeitig dazu. Er sagte zu Petrus: „Hab keine Angst, ich werde den Toten auferwecken, wenn du mir die Wahrheit sagst; dann bist du frei. Wer hat das Leberlein gegessen?“ Petrus antwortete: „In diesem Lande haben die Böcklein kein Leberlein!“ Trotz dieser Lüge erweckte Jesus den Toten zum Leben und erhielt zum dritten Mal hundert Golddukaten. Schließlich sagte er: „So, jetzt wollen wir das Geld teilen, das wir eingenommen haben.“ Er machte drei Haufen von je hundert Golddukaten. Petrus fragte: „Wieso machst du drei Haufen? Wir sind doch nur zu zweit!“ Jesus antwortete: „Ein Haufen für dich, ein Haufen für mich und ein Haufen für den, der das Leberlein gegessen hat.“ Da griff Petrus schnell zu zwei der Hunderterhaufen und sagte: „Nun, du weißt es ja sowieso schon, dann will ich es ruhig zugeben, denn in meinem Alter lügt man nicht mehr: Ich war es, der das Leberlein gegessen hat.“

Die Moral von der Geschichte: Was weder gutes Zureden noch Todesdrohen vermögen, schafft die Aussicht auf einen Haufen Geld. So stark ist die Macht des Geldes. Für das Geld tun die weltlichen und geistlichen Herren dieser Welt alles. Eine Moral, die mehr als je zuvor gilt, unabhängig von Raum und Zeit, in der sie entstanden ist. Die Herrschenden sind genauso bestechlich wie Petrus. Sie fressen dem Volk das Leberlein weg und sammeln außerdem haufenweise Golddukaten an. Man darf aber annehmen, dass wenigstens dem Apostel die Gunst des Herrn erhalten blieb – mit wem sollte dieser sich sonst wohl streiten?

Petrus wird in den Legenden häufig eine besondere Beziehung zum Geld zugeschrieben. Eines Tages kam er mit Jesus in eine große Stadt, heißt es. Am Wegesrand standen, saßen und lagen die Bettler; unter ihnen

waren Alte, Kranke, Arbeitslose, Witwen, Waisen – zu jener Zeit gab es noch keine Sozialversicherung und staatliche Existenzsicherung, und die notleidenden Menschen waren auf die Almosen der Wohlhabenden angewiesen. Jedes Mal, wenn ein Geldstück in ihren Blechbüchsen schepperte, nickten die Menschen ehrerbietig und sagten: „Vergelt's dir der Herrgott! Er wird es dir lohnen!“ Petrus beobachtete das eine Weile, dann wandte er sich zornig an Jesus und sagte: „Das ist ja nicht auszuhalten. Du machst ja überall Schulden. Denn schließlich bist du es, der all das zurückzahlen muss. Du bist ja der Herrgott, der es vergelten soll! Du wirst früher oder später pleite machen; denn so viel Geld und Gut kannst du gar nicht aufbringen. Eines Tages wird man dich noch verklagen und in den Schuldturm sperren. Ich gehe jetzt. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen – ohne mich, bitteschön!“ – „Ja nun“, sagte Jesus, „dann geh nur, wenn du nicht mehr bei mir bleiben willst.“ So wandte sich Petrus ab und wollte sich auf seinen eigenen Weg machen. Jesus aber sah einen Weißdorn, der verschwenderisch mit Blüten bedeckt war. Er stieg hinauf und schüttelte den Baum. Viele Blüten fielen herunter; und im Herunterfallen verwandelten sie sich in Silberstücke. Als diese auf die Erde fielen, gaben sie einen hellen, klingenden Ton von sich. Das hörte Petrus, und er drehte den Kopf. Er sah die vielen Münzen am Boden liegen, bückte sich und fing an, den Schatz einzusammeln. Jesus lachte und sagte: „Oh Petrus, tritt doch nicht so in dem silbernen Segen herum! Lass das ganze Geld liegen, ich brauche es, um meine Schulden zu bezahlen.“ Da begriff Petrus, dass die Herrlichkeit des Herrn und sein Reichtum unermesslich sind; er bereute seinen Geiz und folgte seinem Herrn und Meister weiterhin.

Geld ist eines, Strafe und Vergeltung sind weitere Themen, die in den Legenden von Jesus und Petrus verhandelt werden. Dass am Ende die Verzeihung steht, ist am Anfang noch nicht ersichtlich. Jedenfalls ging Jesus, begleitet von Petrus, in der Bretagne spazieren. Eines Tages unterbrach er seine Wanderung, um in einem kleinen Ort zu Mittag zu speisen. Die Wirtin setzte ihm und seinem Jünger einen gesottenen Kalbskopf vor, der in der Bretagne besonders gern gegessen wird. Er mundete den beiden auch vorzüglich. Petrus sollte bezahlen, aber er hatte kein Geld dabei. Also warf Jesus ein Goldstück auf den Tisch. Die Wirtin war ganz verlegen, denn sie hatte nicht genug Kleingeld, um auf eine so große Münze herauszugeben. Jesus sagte: „Stimmt so!“, stand auf und ging mit Petrus seines Weges. Der Mann der Wirtin aber hatte alles genau beobachtet und dachte, dass eine so gut mit Gold bestückte Geldbörse seinen Sorgen ein Ende bereiten würde und er schier nicht mehr zu arbeiten brauchte. Er nahm einen Knüppel und lauerte den beiden an einer Wegbiegung auf. Als Jesus kam, stürzte sich der Bösewicht auf ihn, nahm ihn bei der Kehle und schrie: „Geld oder Leben!“ Jesus berührte ihn, verwandelte ihn sogleich in einen Esel und trieb das verdutzte Tier vor sich her. Unterwegs begegnete ihnen ein Müller, der sich schweißtriend mit einem schweren Sack Korn abmühte. „He“, rief ihm Jesus zu, „du brauchst wohl einen Esel! Wenn du willst, kannst du meinen haben! Sieben Jahre lang soll er für dich arbeiten; und für jeden Tag wirfst du ein Scherflein in eine Sparbüchse. Übrigens: Der Esel frisst nichts. Und wenn er iakt, als habe er Hunger, nimm einen Stock und prügte ihn tüchtig durch, bis er still ist!“ Das war dem Müller nur Recht, und der Handel kam zustande.

Nach sieben Jahren holte Jesus, wieder von Petrus begleitet, den Esel ab. Der Müller war reich geworden, kein Wunder, wenn der Esel nichts fraß und dabei für Vier arbeitete. Der Müller gab ihm die gesammelten Scherflein dazu; sie machten nach sieben Jahren doch einen ganz stattlichen Betrag aus. Jesus ging zurück in jene Herberge, und sie bestellten wieder gesottenen Kalbskopf. „Erinnern Sie sich an uns?“ fragte Petrus.

„Aber gewiss doch, denn am selben Tag verschwand mein Mann auf Nimmerwiedersehen.“ – „Wieso auf Nimmerwiedersehen?“ fragte Jesus. „Er steht doch vor der Tür. Lass ihn nur reinkommen!“ Die Frau lief vor die Tür, und tatsächlich, da stand ihr Mann. Er begrüßte sie zärtlich und warf sich dann Jesus zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Der Herr verzieh ihm und händigte ihm die Scherflein aus, die er sich in seinem Eselsdienst erworben hatte. Die Moral der Geschichte lieferte Jesus auch gleich mit: Nur ehrlich erworbenes Geld bringt Segen. So lernte auch der Wirt seine Lektion und mag späterhin ein geachteter Mann geworden sein. Unrecht Gut gedeiht nicht – diese so einfache Moral gilt für Wirte, Barone, Grafen, Fürsten, Herzöge, Könige und Kaiser, auch dann, wenn die Gerechtigkeit länger auf sich warten lässt und das Eselhafte dieser Herren erst beim jüngsten Gericht zutage tritt.

Das Petrus-Evangelium der Sagen und Schwänke ist vor allem moralischer Art. Anhand der humorigen, belehrenden Erzählungen vergewissern sich Erzähler und Hörer, dass es sich nicht lohnt, unehrenhaft zu handeln und unrechtes Gut an sich zu bringen. Wenn es jemand doch tut – Vorsicht, er könnte an den Herrn der Welt geraten, der die Untat mit Mitteln bestraft, die beim ehrlichen Menschen eine schmunzelnde Genugtuung bewirkt. Der Übeltäter braucht dann für den Spott nicht mehr zu sorgen. Vielleicht ist das sogar die nachhaltigste Strafe. Das Gelächter ist für den Herrscher immer gefährlich und setzt ihn herab. Auf den aber, der seine Sünde einsieht und bereut, warten Verzeihen und Vergeben.

Dass auch Petrus bisweilen seine Strafe erhält, zeigt eine Legende aus Mallorca. Dabei ist es noch nicht einmal eine Untat, die Petrus begeht. Er betet nur ohne Unterlass ein Vaterunser nach dem anderen, an sich ja eine fromme Übung. Aber alles zu seiner Zeit! Jesus und Petrus baten um eine Schlafstelle für die Nacht. Die Hausherrin bot ihnen einen Strohsack an, der auf blankem Boden zu liegen kommen sollte. Jesus und Petrus waren zufrieden und legten sich auf den nunmehr heiligen Strohsack. Im selben Zimmer aber schlief der Großvater, der einen sehr leichten Schlaf hatte. Nun begannen Jesus und Petrus zu beten, und zwar ein Vaterunser nach dem anderen. Jesus betete flüsternd, aber Petrus steigerte sich in immer lauterem Gebet hinein. Zwar ermahnte ihn Jesus zu demütig reduzierter Lautstärke, das klappte anfangs auch. Aber dann verlor Petrus wieder die Kontrolle über sich und wurde lauter und lauter. Schließlich protestierte der Großvater, weil er nicht schlafen konnte. Eine Weile ging es denn auch gut, aber Petrus konnte nicht an sich halten und wurde wieder so laut wie vorher. Nun sprang der Großvater aus seinem Bett und holte einen Riemen, den er für solche Zwecke immer in Reichweite hatte. Petrus hatte Pech, dass er vorne lag, denn der Großvater walkte ihn mit seinem Riemen tüchtig durch. Als Petrus seine Tracht Prügel einigermaßen verdaut hatte, bat er Jesus, mit ihm den Platz zu tauschen. Es geschah so, Petrus betete nur noch leise vor sich hin, und für eine kurze Zeit war der Friede gerettet. Doch bald schnatterte Petrus wieder in alter Lautstärke seine Vaterunser herunter. Der Großvater sprang wieder aus dem Bett heraus und griff nach seinem Riemen. Weil er aber vorher den zuvorderst Liegenden verdroschen hatte, konzentrierte er sich diesmal auf den, der hinten lag. Wieder setzte es für Petrus die herben Hiebe, noch viel heftigere als vorhin, denn der Großvater war nun wirklich zornig. Jetzt hatte Petrus genug von seinem Vaterunserbeten. Er verhielt sich von nun an still, sodass er trotz seiner Schmerzen bald einschlief. Er schwor sich aber, niemals wieder mit einem Großvater in einem Zimmer zu schlafen, der so offensichtlich an Schlafstörungen litt.

Die Botschaft der Geschichte vom Vaterunserbetenden Petrus ist: Die Nächstenliebe zu einem alten Großvater ist wichtiger als fromme Gebetsübungen; und dies wird dem armen Apostel recht handgreiflich

eingebläut. Kein Wunder, dass Petrus nach solcher Schmach zu höheren Ehren strebte. Am folgenden Tag erklärte er seinem himmlischen Ziehvater, dass er nun auch einmal Gott sein wolle. Er wolle den Armen zu Reichtum verhelfen, den Unterdrückten beistehen, die Unglücklichen trösten, die Guten belohnen und die Bösen bestrafen. Auf diese Weise, so meinte er, müsste doch das Böse im Nu von der Welt verschwunden sein.

Jesus war keineswegs begeistert von dieser Idee, und er tat, als hätte er nichts gehört. Sie kamen an einem Baum vorbei, an dem ein Bienenschwarm hing. Jesus bat Petrus, den Schwarm mitzunehmen. Petrus zog geschwind seinen Hut und hielt ihn unter den Schwarm und klopfte mit einem Stock auf den Ast, an dem er hing. Das ganze Bienenvolk fiel in den Hut, aber es war nicht zu vermeiden, dass einige auch auf den bloßen Arm des Apostels fielen. Autsch! Da hatte ihn doch eine gestochen! Petrus geriet in Wut, schleuderte den ganzen Bienenschwarm auf den Boden und trampelte wie nicht gescheit auf ihm herum. „He, was machst du da?“ fragte Jesus empört. „Da hat mich eine Biene gestochen!“ jaulte Petrus. „Ist das ein Grund, sie alle zu zertreten?“ fragte Jesus vorwurfsvoll. „Es hätte doch genügt, die eine zu bestrafen!“ – „Wie hätte ich sie denn herausfinden können?“ fragte Petrus zurück. „Die sehen doch alle gleich aus!“ Er war immer noch ziemlich wütend. Jesus aber sagte zu ihm: „Siehst du, mein Lieber, genau das würde passieren, wenn du der liebe Gott wärest. Du würdest es genau so machen wie mit den armen Bienen. Wenn einer aus dem Menschengeschlecht sündigte, würdest du alle ausrotten.“ Der Zorn des Apostels war verflogen, und er nickte. „Damit wirst du wohl Recht haben“, meinte er. „Es ist wohl doch besser, dass ich nicht der liebe Gott bin und die Welt regiere.“ Nachzutragen bleibt, dass die eine Biene, die zugestochen hat, dies auch ohne die Zerstörungswut des Petrus nicht überlebte, sondern an ihrem eigenen Stich zugrunde ging. Aber das spielt in dieser Legende aus Ungarn keine Rolle. Zum Regieren, ist die Moral von der Geschichte, gehört schon noch etwas mehr als guter Wille. Der Regent muss seine Wut bezähmen und darf sich nicht an ganzen Volksgruppen rächen, wie es im Lauf der Geschichte immer wieder geschehen ist. Der politische Unterton der amüsanten Legenden von Jesus und Petrus wird leicht überhört; umso wichtiger ist, ihn wieder zum Klingen zu bringen. Die Menschen, die sich diese Legenden erzählt haben, wussten sehr wohl, dass der Glaube mit ihrer Lebenswirklichkeit zu hat. Der christliche Glaube stellt die herrschenden Verhältnisse immer wieder in Frage – und so half er den Menschen als eine kritische Kraft, ihre politische Situation zu verstehen und die Herrschenden zu entlarven. Gerd Heinz-Mohr stellt fest: Die Legenden bedeuten „nicht Flucht aus dem Leben, sondern Ermutigung zur Lebenspraxis“.³

Literaturangaben:

1 Johann Wolfgang von Goethe, *Legende vom Hufeisen*, Goethes Werke, Berlin 1898, Seite 447.

2 Johann Wolfgang von Goethe, *Legende vom Hufeisen*, Goethes Werke, Berlin 1898, Seite 448.

3 Gerd Heinz-Mohr, *Kinder des Paradieses. Geschichten heiterer Lebensweisheit*, Gütersloh (GTB 331) 1979.

Musikangaben:

-Tarentule-Tarentelle; Atrium Musicae de Madrid; Leitung: Gregorio Paniagua.